

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 35

Artikel: Der schwarze Faden
Autor: Morand, Frank
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751928>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der schwarze Faden

Von Frank Morand

Stephan Marrer mit dem blassen Knabengesicht, Kan-didat der Philosophie, ist beschuldigt, durch vorsätzliches Schließen einer Ofenklappe die Entwicklung von Kohlenoxydgasen verursacht zu haben, die den Tod seiner Tante Karoline Marrer herbeiführten.

Die kalte Anschuldigung des Mordes hat den kaum Vierundzwanzigjährigen so zerrüttet, daß er sich in der Würmrengung verschiedentlich ungeschickt äußert. Der eifige Untersuchungsbeamte, der nach anfänglichen Ermittlungen, die er aus den Zweideutigkeiten unklarer Antworten zog, sein feinmaschiges Netz schließlich doch versagen fühlt, hat ihn gestern in verständlichem Ton ermuntert, mit einem offenen Geständnis seine ohnehin aussichtslose Lage zu verbessern und gleichzeitig auch sein Gewissen vor der Welt zu entlasten.

Als Marrer fünf Tage nach dem Begräbnis seiner Tante wiederum aus seiner Zelle zum Untersuchungsbeamten geführt wird, hat er sich Wort für Wort zurechtegelegt, was er zu seiner Verteidigung vorbringen will.

Auch heute empfängt der Beamte den Häftling mit derselben sachlichen Miene, mit der hinter dem Schalter der Postangestellte ein Paket entgegennimmt. Bevor Marrer, dessen schmales Gesicht speckig glänzt, das knappe Nicken des Beamten erwidert hat, gibt ihm dieser mit trockenen Sätzen bekannt, daß die Untersuchung gegen ihn eingestellt sei.

«Sehen Sie jetzt ein, daß ich schuldlos bin?» fragt Marrer müde.

Der Beamte lächelt, fast verlegen, und in seiner Stimmung schwingt etwas wie leises Bedauern mit, als er leichthin erklärt:

«Oh nein! Es ist nur nicht erwiesen, daß Sie schuldig sind. Aber Sie können jetzt gehen!»

Marrer ergreift die nachlässig hingehaltene Hand. Sie ist kalt. Alles ist kalt hier, denkt er und zieht seine Rechte langsam zurück, um mit dem sehnigen Handrücken verwirrt über die Augen zu streichen. Er schämst sich, weil er schon wieder dem Weinen nah ist und stammelt: «Ich danke Ihnen!»

Er fühlt den ungewollten Hohn seiner Worte und zieht die Tür eilig hinter sich zu. Wofür soll er danken, wo man alles versucht hat, ihm das Eingeständnis einer Tat abzuringen, von der er nur immer wieder sagen konnte, sie sei ihm fremd?

Jungfer Babette, die Freundin und Unter-mutterin seiner verstorbenen Tante, empfängt ihn mit dem verschmitzten Lächeln, das er früher nie ausstehen konnte. Jetzt freut er sich über das ewig gleiche Spiel ihrer schlaffen Gesichtsmuskeln, das ihre Worte stets begleitet, und er drückt ihr herzlich die Hand. Endlich wieder ein Mensch, der ihn nicht als Mörder behandelt!

Aus dem Türkspaltes des Sterbezimmers, das am Ende des halbdunklen Gangs liegt, fällt ein schmaler Lichtstreifen auf den Morgenrock, den er ihr zu Weihnachten geschenkt hat.

Marrer schreitet zögernd auf den Raum zu, dann bleibt er stehen und schaut zurück. Was hält ihn davon ab, einzutreten? — Wird Babette Verdacht schöpfen, wenn er das Zimmer meidet?

Babette kennt ihn seit Jahren. «Gehen Sie lieber nicht in das Zimmer», rät sie sanft, «Sie werden sich sonst erneut erregen!»

«Ich fürchte mich tatsächlich, — dabei weiß ich nicht warum!» entgegnet er unnötig laut und stößt die Tür zu seiner eigenen Stube auf. Hier liegt noch alles unverändert, wie es die Polizei nach der Durchsuchung zurückließ. Die dunkelrot gestreifte Obermatratze ist an der Längsseite aufgeschnitten; das kräftige Roßhaar tritt heraus wie Eingeweide bei einem Bruch der Bauchwand. Der kleine Wäschevorrat liegt unordentlich auf dem Bett. Auf dem schäbigen Teppich, der an zwei Stellen umgeschlagen ist, sind Budweisen aus farbigen Papierstreifen zu Dutzenden verstreut. Man hat anscheinend seine Bücher ausgeschüttelt wie Wäschestücke und Kleider. Unter den breiten Blasen, welche großblumige Wandbekleidung beim Ofen trieb, hat ein findiger Polizist Geld oder Pa-

pere vermutet; nun hängt die Tapete in Fetzen herunter. Vergeblich, — wo sollte man bei ihm Geld finden?

Während Marrer sein Zimmer ordnet und unsонst versucht, die Erinnerung an die vergangenen Tage zurückzudämmen, die in immer neuen Bildern ihn umklammert, wandelt sich das Gefühl der Beshdämung, das er seit seiner Verhaftung empfindet, zur Erbitterung und Empörung. Er wiederholt einzelne Sätze aus der kleinen Rede, die er während der Haft zu seiner Verteidigung vorbereitet hat. Langsam und eindringlich zieht er die Worte vor sich hin, als wolle er sie irgendwem einprägen, der ihm immer folgen kann. Der Untersuchungsbeamte hat ihn ja auch nicht versteht wollen; statt hat er ihm das Wort durch sprunghafte Fragen entwunden, die ihn unsicher und fügsam machen sollten. Zu allen Fenstern möchte Marrer hinausschreien, daß ein paar Menschen im Namen der Allgemeinheit einen Unschuldigen mit der ungeheuerlichsten aller Beschuldigungen umstricken, ihn in einer Flut von Gesetzen und Vorschriften entkräften können, bis sie ihn notgedrungen der Freiheit zurückgeben müssen.

Er geht erregt im Zimmer auf und ab, reißt das Fenster auf, um es gleich wieder zuzuwerfen, und bleibt schließlich, die Fäuste auf die Kante gestemmt, am Schreibtisch stehen. So verharrt er lange unbeweglich, die Lider zu-

Herren, dürfen aus den Akten oder durch die Presse erfahren haben, daß meine verstorbene Tante mich seit mehr als sieben Jahren wie ihren eigenen Sohn hielt. Sie war eine einfache und ungebildete Frau, aber sie hat mir, dem elternlosen Neffen, alles geboten, was sie geben konnte. Ueber ihre Geldangelegenheiten war ich völlig auf dem laufenden, da ich ihr seit drei Jahren das Haushaltungsbuch führte. Meine Tante bezog von ihrem früheren Arbeitgeber, dem Fabrikanten Heinrich Giger, eine monatliche Rente von zweihundertfünfzig Franken. Dieses Geld wurde ihr von Giger, der von seiner Frau getrennt lebt, meist persönlich überbracht. Von ihrer Freundin Babette Heeb erhält meine Tante monatlich fünfundvierzig Franken als Miete für ein kleines Zimmer. Dies ergibt eine Monatseinnahme von zweihundert-fünfundvierzig Franken. Die Ersparnisse meiner Tante beliefern sich auf etwas über elfhundert Franken, die auf dem Nationalbank liegen. Anderweitige Mittel besaß meine Tante nicht. Ganz abgesehen von dem zwischen uns wirkenden Gefühlen, die denen von Mutter und Sohn nicht ferne lagen und die mir infolgedessen eine gemeinsame oder gar verbrecherische Handlung gegenüber dieser Frau verunmöglichten, möchte ich heute Ihre Aufmerksamkeit auf eine jener kalten, sachlichen Erwägungen ziehen, denen die Untersuchungsbehörden offenbar mehr Bedeutung beimeissen als seelischen Beziehungen und Einflüssen. Lassen wir demnach die Frage, ob ich gut oder böse bin, und prüfen wir die andere Frage, die man bei einem Doktoranden, also bei einer gewissen Geistesheile wohl aufwerfen darf: was konnte ich durch den Tod meiner Tante gewinnen?»

Marrer hustet leise und fährt nach einer Weile fort:

«Die Antwort ist die: ich hätte mir selber den Abschluß meiner Studien und damit mein Fortkommen verunmöglicht, denn mit dem Tod mußten auch die Zahlungen Gigers aufhören. Von den paar hundert Franken, die mir von ihrem kleinen Vermögen nach Abzug der Bestattungskosten und des Umzugs bestenfalls noch verblieben wären, hätte ich wohl einige Monate leben können, aber nicht länger!»

Immer vorausgesetzt, die schlechte Meinung, die der Staat von meinem Wesen haben muß, wenn er mir den Mord zutraut, entspreche meiner wirklichen Beschaffenheit, so ist es gewiß nicht unbillig, auch eine Abklärung der verstandesmäßigen Seite dieser erschütternden Angelegenheit zu fordern. Wenn die Aussage eines mir oberflächlich bekannten Briefträgers, der mich als verstoßen schilderte, dazu beitragen könnte, ein moralisch minderwertiges Bild meiner Person in die Akten zu zaubern, so darf ich wohl auch meinerseits in einen weiteren Kreis von Zeugen greifen, um die Unmöglichkeit der mir vorgeworfenen Handlung zu beweisen. Ich bitte die Schriftleiter, die meine Arbeiten veröffentlicht haben, ich bitte die Professoren, die mich prüften, ich bitte alle Freunde und Bekannte um ihr Urteil! — Halten Ihr mich, wenn Ihr mir schon die für einen Mord erforderliche Roheit zutraut, — halten Ihr mich auch für dummen genug, eine solche Tat zu begehen? ... Ich glaube, Euer Nein zu hören, ich ...»

Es klopft heftig an der Tür. Marrer schrekt zurück, wie aus einem Traum. Hat jemand gerufen?

Die Türfalle wird langsam hinuntergedrückt, und im Gang brummen unbekannte Stimmen. Marrer blickt in angstvoller Spannung auf die Tür. Wird man ihn nochmals verhaften?

Er packt den noch immer gesenkten Griff und zieht die Tür auf. Babette glotzt ihn fragend an und stellt ihm zwei Beamte vor, die eine steueramtliche Bestandesaufnahme vornehmen müssen.

Die beiden wundern sich über die höfliche Begrüßung; sie haben sich einen mutmaßlichen Mörder anders vorgestellt. Zwar wahren beide die Zurückhaltung, die sie ihrer Stellung schuldig zu sein wähnen, besonders der ältere, der einen Kopf hat wie ein Mostapfel, aber sie sind freundlich und bezweifeln sonderbarweise keine der Angaben, die Marrer ohne Zögern zu Protokoll gibt.

Er hat sich im Schlafzimmer der Verstorbenen in den (Fortsetzung Seite 1123)

«I mache nümm ...»

«I mache nümm»,
Hei mir als Chinder,
Für nüt derhinder,
Gar ring und mängisch gleit,
Und 's Spiel uf d' Syte gleit.

«I mache nümm»,
Tüei mir no hüt,
Als großi Lüt,
Nümm fäge, aber dänke,
Und glängwylt d'Chöpf lo hänke.

Doch 's ruuche Läbe
Git nüt vergäbe,
Und d'Arbet isch kei's Spiel:
Nur d'Usduur füehrt as Ziel.
Drum dänk: Goht's guet, goht's nit,
I mache wieder mit.

Marianne Jeker

sammengepreßt. Er sieht die Gemeinde- und Staatspolitiker, die Untersuchungsbeamten und viele Bekannte von der Universität vor sich stehen.

Babette schrekt ordentlich zusammen, als im Nebenzimmer die Stimme Marrers aufschreit:

«Man hat mich während meiner Haft immer nur mit Fragen überschüttet, die in andern Verhältnissen und Voraussetzungen wurzelten als die, von denen es mich zu sprechen drängte. Ich nutze freudig die Gunst des Augenblicks, indem ich Ihr Augenmerk auf einen Umstand lenke, der bei unvoreingenommenen Würdigung die gegen mich erhobene Anklage in geradezu lächerlichem Lichte erscheinen läßt. Ich werde Ihre kostbare Zeit für die Staat und Gemeinde, also wir alle aufkommen müssen, nicht lange in Anspruch nehmen. Sie alle, meine

hohen Rohrsthuhl gesetzt, der mit gehäkelten Decken gepolstert ist. Während sein Blick vom Möbel zu Möbel springt, das die Beamten bestaunen, durchsuchen und bewerten, streift er das Kissen der Katze, das auf dem breiten Kachelofen liegt. Man hat das Tier, dem das Kohlenoxydgas ebenfalls zum Verhängnis wurde, tot auf dem Ofen gefunden.

Als Marrer das Kissen herunternimmt, berührt er einen Faden, der an der Ofenklappe befestigt ist. Er läßt ihn mehrmals durch die Hand gleiten, erst gedankenlos, dann nachdenklich. Es ist ein schwarzglänzender Nähfaden von ziemlicher Stärke, der mittels einer Schlinge am ver schnörkelten Griff der Klappe festgebunden ist. Das andere Ende des kaum fingerlangen Zwirns scheint weder abgerissen, noch durchgeschnitten zu sein. Die matte Farbe und die ungleich langen, breitgequetschten Einzelfasern des Endstücks deuten klar darauf hin, daß die Faden den Faden durchgebissen hat.

Marrer wartet ungeduldig, bis die bedächtig handelnden Beamten ihre Arbeit beendet haben, dann ruft er Babette und zeigt ihr in maßloser Erregung das Fadendstück. Sie weiß nichts damit anzufangen, will sich aber schließlich genau erinnern, daß sonst nie ein Faden dort hing. Marrer wirft sich in den krachenden Lehnsessel. Die Katze war alt, sinnet er, und gaukelte seit Jahren nicht mehr. Die Tante spielte nie mit dem Tier. Es ist also sehr unwahrscheinlich, daß sie selber den Faden anband, um am andern Ende irgendeinen kleinen Gegenstand zur Unterhaltung der Katze zu befestigen. Babette und er selber hatten bis zur Stunde von diesem Faden keine Kenntnis. Ist der Faden dort festgebunden worden, damit die Katze, im Spiel oder beim Fressen eines angebundenen Fleischstückens daran zerrend, die Ofenklappe schließen sollte? Wer hat den schwarzen Faden in den ringförmigen Griff der Ofenklappe geschlagen? Mit andern Worten: wer konnte einen Vorteil für sich erhoffen, wenn Karoline Marrer nicht mehr aus dem Schlafie zurückkam?

Marrers Gedanken stößen sich. Das Gelbe seiner Züge weicht einem blassen Rot und am Halse treten die dunkelroten Flecken hervor, die peinlich unfehlbar noch immer seine Erregung anzeigen.

«Babette!»

«Stephan?»

«Sie wissen, wo mein Freund Stammbach wohnt? Dr. Stammbach! — Wollen Sie mir den großen Gefallen erweisen und ihn sofort hierher bitten! Patienten hat er ohnehin noch keine. Sagen Sie ihm, es sei sehr wichtig und dringend!»

Jungfer Babette, die Marrers Verteidigungsrede mitgehört hat, ist froh, der Spannung zu entwischen und eilt davon. Marrer zupft sich in seiner Ungeduld an den Fingern, bis die Gelenke knacken. Er tupft mit der Hand auf den Stuhl, den Schreibtisch, den almodischen Aufsatz und auf den Ofen. Eins, zwei, drei, vier, zählt er; es sind die vier kleinen Sprünge, die der Kater stets ausführte, wenn er seinen Lieblingsplatz auf dem Ofen aufsuchte.

Wenn Marrer den Schlüssel des bläulich schimmernden Ofenrohrs senkt und dann am Faden zieht, schließt sich die Klappe lautlos. Der schwarze Zwirn ist nicht im internen Teil des Griffs, sondern oben befestigt worden. War dies Zufall oder Berechnung?

Nach kaum einer halben Stunde kommt Babette mit Dr. Stammbach zurück. Er ist schlechter Laune; denn Babette hat ihn fast gewaltsam mitgeschleppt. In ihrer bedächtigen Art hat sie ihm unterwegs erzählt, was seit der Rückkehr Marrers vorgefallen ist.

Hallo ärgerlich, halb lachend, fährt er Marrer an:

«Was ist eigentlich los? — Willst du sherlochholmsen? — Wenn du für einmal deinen unbändigen Humor zurückdämmen willst, wird dir die Kriminalgeschichte Danke wissen! — Sieh dir bitte die Ofenklappe dort an! Was hältst du von diesen Fadenschwänzchen?»

Stammbach ergreift behutsam den schwarzen Faden und zieht.

«Was soll ich davon halten, ich bin kein Zwigernietechniker. Wenn man zieht, geht die Ofenklappe zu. «Das ist alles!»

«Alles!» schreit Marrer, «das nennst du alles! — Und sonst kommt dir kein anderer Gedanke? — Findest du nicht auch, daß dieser Faden mit kluger Berechnung dort befestigt wurde?»

«Von wem?»

«Das ist es ja! Die Polizei hat diesen schwarzen Faden nicht bemerkt, sonst müßte zweifellos sich das Ding dort eingeschlossen haben. Es steht aber fest, — nicht wahr, Babette? — daß den Faden vorher nicht dort hing und auch nach dem Tod meiner Tante nicht dort angebunden wurde. Ebenso sicher ist, daß meine Tante die Ofenklappe nicht selber geschlossen hat; denn sie kannte die Folgen, die dadurch entstehen könnten.»

«Sie hat auch in den andern Zimmern stets darauf geschaudert, daß die Klappen offen blieben», wirft Babette eifrig ein.

Während der kurzbeinige Dr. Stammbach auf einem Stuhl steht und schweigend das breitgekauten Fadenende betrachtet, wühlt Marrer im Nähkorb der Verstorbenen. «Siehst du», ruft er hastig. «Meine Tante hat gar keinen schwarzen Faden, der so stark ist, wie jenes Stücklein!»

«Es ist zweifellos durch Beißen abgetrennt worden! — meint Stammbach gleichgültig.

«Die Katze hat daran herumgekaut!»

«Wo ist das Tier?»

«Tot. Ich habe es kurz vor meiner erhebenden Verhaftung im Garten verscharrt.»

«Wir müssen die Katze sofort ausgraben und untersuchen, dann werden wir vielleicht einen Schritt weiterkommen!»

Sie gehen zu den in den Garten, und Marrer gräbt hinter einer Kirschlorbeergruppe das Tier aus, das in der satten Lehrmeide noch keine Zeichen der Verwesung trägt. Marrers Ekel ist größer als seine Spannung; er läuft weg und wartet in einiger Entfernung, bis Dr. Stammbach, der mit einer Rasierklinge hantiert, die Klinge auf die ausgehobene Erde wirft und mit einer Pinzette etwas aus dem Magen der Katze holt.

«Die Katze könnte mehr erzählen, als du und ich!»

«Hast du etwas gefunden?»

«Treten Sie ruhig näher, Herr Kandidat! Nicht so zurückhaltend! — Die Medizin als Rettiner der Philosophie — —»

«Oh, diese faulen Witzeleien! — Hast du etwas gefunden?»

«Gefunden ist schon gar nicht das Wort. — Hier ist ein halbverdautes Wurstzipfelchen, vermutlich künstliche Wursthaut, mit einem fünf Zentimeter langen Stück Faden dran.»

Die Männer schauen einander wortlos an, während sie ins Haus zurückgehen, und Babette schüttelt den Kopf. Sie kann sich nicht daran erinnern, daß in letzter Zeit Wurst auf den Tisch gekommen ist.

«Die Frage», briefft Dr. Stammbach das Schweigen, «wer den Wurstzipfel mit der Ofenklappe gebunden habe, ist gleichbedeutend mit der andern: Wer hat diesen Mord begangen? Denn ein Mord liegt hier zweifellos vor, und zwar ein ganz gemein durchtriebener!»

«Babette, halten Sie Herrn Giger für den Täter?» fragt Marrer unvermittelt. Es scheint ihm selber unwahrscheinlich, daß dieser stets freundliche, alte Herr einer solchen Handlung fähig wäre. Seit der Trennung seiner Ehe hat Giger der Tante, die einundzwanzig Jahre bei ihm diente, die freiwillig zugestandene Rente mit rührender Anhänglichkeit meist selber überbracht, wenn er nicht durch Krankheit verhindert war. Wenn er nun nicht mehr über genügend Mittel verfügte oder nicht mehr zahlen wollte, dann konnte ihn niemand zwingen, die Rente weiterhin zu entrichten.

Babette ist ob der unerwarteten Frage so erschrocken, daß sie geraume Zeit braucht, bis sie sich klar wird, daß sie ernst gemeint ist. Dann schüttelt sie heftig den Kopf: «Nein. Niemals! — Dann ... cher seine Frau ...»

«Die Frau?» wiederholen die Männer, fast gleichzeitig. Und Marrer sagt gedehnt:

«Frau Giger! Eine Person mit süßlichem Lächeln und eiskalten Augen — — Aber schon wehrt Babette ängstlich ab. Sie will nur sagen, daß sie Frau Giger eher ein Verbrechen zutraue als ihrem Mann.

«Zudem», fügt sie bei, «war Frau Giger letzten Samstag noch hier und ...»

Aber schon fällt Marrer mit heftigen Worten über die Ahnungslose her: Warum hat sie bis heute nichts von diesem Besuch erwähnt? — Babette hat nicht mehr daran gedacht. «Uebrigens», meint sie, gleichsam entschuldigend, «war Frau Giger, die nur gelegentlich zu einem kurzen Besuch kam, an jenem Samstag ungewöhnlich nett und freundlich.»

«Sie hat allen Grund dazu gehabt!» brummt Dr. Stammbach: «Ich bin ziemlich überzeugt, daß diese Frau die Täterin ist.»

Marrer pflichtet ihm kopfnickend bei und sagt nach einer Weile leise:

«Ich kann mich über unsere Findigkeit nicht freuen. Soll ich nun meinseits einen andern Menschen eines Mordes anklagen?»

«Selbstverständlich mußt du das», fährt Stammbach an, «und zwar werden wir augenblicklich zu ihr hingehen!»

Alle Einwände und Ausflüchte, die Marrer vorbringt, sind nutzlos. Er fühlt sich schließlich dem freundschaftlichen Zwange und macht sich mit Stammbach auf den Weg, wobei er als stummes Zeichen seines Widerspruches gegen diesen Besuch einen halben Schritt hinter dem Freunde hergeht.

«Dieser schmunzelnd boshaft, als er in das ängstliche Gesicht Marrers blickt. «Sie sind ein Esel, Herr Kandidat!» brummt er ärgerlich, während er auf den blanken Messingknopf der Klinger drückt.

Frau Giger öffnet selbst. Sie ist einen Augenblick sehr unfreundlich, doch ändert sich ihr Ton rasch, als Stammbach knapp und bestimmt eine Unterredung mit ihr beginnt und kurzerhand eintritt, indem er den zögernden Marrer unauffällig am Rockärmel mitzieht.

Nun stehen die drei in der wohnlichen Halle. Dr. Stammbach läßt sich ungebeten auf eine Bank nieder, und auch die Frau setzt sich, etwas verlegen und unruhig. Ihr spitzes Gesicht ist unbeweglich, doch die unablässigen zuckenden Schultern sagen mehr, als ihre straffen Züge. Marrers Blick hängt prüfend an ihrer magern Gestalt. Ist sie eine Mörderin?

«Du kannst dich auch setzen!», ermutigt ihn Stammbach, und dann zu Frau Giger:

«Sie werden gelesen haben, daß mein Freund Marrer unter Anklage wegen Mord stand. Die Sache hat sich inzwischen aufgeklärt.»

Er macht eine Pause. Die Frau schweigt. Sie lächelt fragend; ihr rechter Fuß wippt gleichmäßig.

«Der Fall liegt nun völlig klar. Die Katze hat gesprochen! — Frau Giger! Sie sind die Mörderin der Fräulein Marrer!»

Die Sechzigjährige erblaßt und schaut starr auf Marrer, dann auf Dr. Stammbach. Ihre rundlichen Finger klammern sich an die Stuhllehne. Sie atmet in kurzen Stoßen und bewegt die Lippen, als hätte sie Durst. In ihre großen, hellen Augen schießen Tränen. Sie schweigt.

«Sie haben die Tat begangen!» schreit Dr. Stammbach und tritt auf sie zu. Da antwortet sie kaum hörbar: «Ja!»

«Warum haben Sie die Frau getötet?»

Sie schweigt und fängt an zu schluchzen. Dr. Stammbach zündet sich eine Zigarette an. Marrer will sich entfernen, doch hält Stammbach ihn zurück. Da hebt die Frau an:

«Seit mein Mann von mir weg ist, hat er sein Geld nur so verschwendet. Er hat verschiedene Freunde, die ich nicht kenne. Es war mir bekannt, daß die Jungfer Marrer, unser ehemaliges Mädchen, eine größere Monatsrente von ihm bezog. Wahrscheinlich hat er ihr mehr bezahlt, als mir, seiner rechtmäßigen Gattin. Als sich schließlich noch der Verdacht in mir festfraß, daß er mit der Marrer ein Verhältnis haben könnte, fasste ich den Plan, diese Frau zu beseitigen. Zwei lange Jahre hat mir diese Versuchung keine Ruhe gelassen. Jetzt habe ich die Tat ausgeführt.»

Sie weint wieder leise in sich hinein.

«Sie müssen sich der Polizei stellen, Frau Giger!» schließt Stammbach kalt. Sie Antwortet nicht. Da geht Marrer auf sie zu und legt ihr die Hand auf die Schulter:

«Frau Giger! Ich war fünf Tage als Mörder verhaftet und weiß, was es heißt, nicht mehr als Mensch, sondern als Mörder behandelt zu werden. Sie sind alt. Ich möchte Ihnen das schlimme Schicksal ersparen, Ihr Leben im Zuchthaus zu beenden. Wir werden keine Anzeige erstatten, wenn Sie auf der Stelle schriftlich erklären, auf welche Weise Sie meine Tante getötet haben, und daß Sie alleine für diese Tat verantwortlich sind. Diese Erklärung muß doppelt ausgefertigt werden. Dr. Stammbach wird ein Exemplar für sich behalten, das andere wird er einem Notar in Verwahrung geben, der es nach Ihrem Tode der Polizei zustellen muß. Dr. Stammbach und ich werden schwigen. Ich bin bereit, die Schmach, die der Mordverdacht auf meinen Namen geworfen hat, weiter zu tragen. Ihre Schuld lastet schwerer auf Ihnen!»

Dr. Stammbach, der sich anfänglich über das eigenmächtige Vorgehen Marrers aufhält, scheint nun mit allen einverstanden zu sein. Es dauert fast eine Stunde, bis die Frau die beiden Erklärungen geschrieben und unterzeichnet hat. Sie findet kein Wort für Marrer, aber er glaubt in ihren kalten Augen doch etwas wie Dankbarkeit zu lesen, als sie wordlos die Tür hinter ihnen schließt.

«Es ist möglich, daß du großzügiger warst, als ich es gewesen wäre», meint Stammbach leichthin, als sie auf die Straße treten, «aber du warst bestimmt nicht weise.» Marrer lächelt nachsichtig:

«Es ging heute für mich weder um Weisheit, noch um Edelmut. Obschon ich nicht bestreiten will, daß ich mit der Frau, so sehr sich mein Verstand dagegen auflehnt, ein wenig Mitleid empfinde, ist mein Handeln durch andere Gefühle gelenkend worden. Ich will Herrn Giger, der meiner Tante und damit auch mir geholfen hat, die Schande ersparen, seine Frau als Mörderin vor Gericht zu sehen. Dein sieht, es handelt sich nicht um Großmut, sondern um eine Art höheren Anstandes.»

Es vergeht keine Woche, bis der Notar den Brief auftragsgemäß an die Polizei weiterleiten muß. Frau Giger ist freiwillig aus dem Leben gegangen. In einem Brief an Marrer bekennen sie sich in bewegten Worten nochmals schuldig und dankt für sein Stillschweigen, «ein unverdientes Geschenk», wie sie schreibt, «in dessen Licht ich die dunkle Schwere meiner Schuld nicht länger zu tragen vermochte.»

Haben Sie Talent zum Kriminalisten?

Lösung zu Fall 15:

Die Unterschlagung im Betrieb

Fortsetzung von Seite 1114

Die Kriminalkommissare suchten einen Weg, um den Verdächtigen zu Geldausgaben zu veranlassen. Sie wandten sich an einige seiner Gläubiger, zogen diese ins Vertrauen und batte sie, mit Drohungen und gerichtlichen Betreibungen gegen den Verdächtigen vorzugehen. Dies geschah auch. Der Verdächtige zahlte daraufhin einen Teil seiner Schulden. Die Kommissare griffen nun ein und verlangten von ihm Aufklärung, woher plötzlich das Geld stamme. Der Verdächtige machte hierzu Angaben, die sich bei näherer Nachprüfung als unrichtig herausstellten.

Schließlich gab er die Tat zu.

Geschehen im Jahre 1928 in Berlin.